

Der Stern.

Deutsches Organ der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

Gegründet im Jahre 1868.

Zu derselben Zeit antwortete Jesus und sprach: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen von dir. Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren."

№ 12.	15. Juni 1911.	43. Jahrgang.

Eine Antwort an die Verleumder der Kirche.

Die beste Antwort an die Verleumder der Kirche ist gewöhnlich die totale Schweigsamkeit, indem die Wahrheit am Ende doch siegt. Da aber die Verschwiegenheit von gewissen Leuten als ein Gestehen der Schuldigkeit betrachtet wird, geben wir hier eine Antwort der Präsidentschaft der Kirche, als Widerlegung der vielen Verleumdungen, gegen die Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage und deren Beamten, welchen neulich in mehreren Zeitschriften so große Verbreitung gegeben, und von kleinlichen Predigern, und sensationsliebenden Zeitungen natürlich verkündet, und weiterverhandelt wurden. Folgende Antwort ist an der letzten Konferenz im Tabernakle vorgelesen worden:

Liebe Brüder und Schwestern!

Seit der Gründung dieser Kirche, am 6. April 1830, begegnete sie bitterem Widerstande, und hauptsächlich wurden die Beamten der Kirche beständig verleumdet. Der erste Präsident, Joseph Smith, wurde sogar schon im Jahre 1820, von Geistlichen bitter verfolgt, als er bekannt gab, daß ihm ein himmlisches Wesen erschien, und eine wichtige Botschaft überbrachte. Falsche Darstellungen und Lügen wurden von der Stunde an, über ihn verbreitet; bis er in Carthago im Staate Illinois von einem Pöbel kaltblütig ermordet wurde. Sein Nachfolger, der Präsident Brigham Young, der große Pionier, Patriot und Gründer des großen Gemeinwesens im Westen, erlitt auch seinen Teil der Verfolgungen und Beschimpfungen, während seinem erfolgreichen Leben und Wirken. Alle Präsidenten der Kirche, bis zu der gegenwärtigen Zeit, wurden verhöhnt, verschmäht, karikiert und verleumdet, bis sie ihre Augen im Tode schlossen. Ihre Namen wurden mit allem, was böse ist, verbunden; und dennoch waren sie Männer der Ehre, Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit im höchsten Grade.

Es ist daher nicht unmöglich, daß das gleiche Los auch den gegenwärtigen Präsidenten trifft, der sein Amt so würdig bekleidet. Und doch ist es zum Erstaunen, daß in dem erleuchteten Zeitalter des 20. Jahrhunderts, die alten abgedroschenen Geschichten, die über die Heiligen der letzten Tage erzählt, und schon so oft widerlegt wurden, immer wieder hervorgebracht und verbreitet und von allen Unwissenden geglaubt werden. Dazu noch, daß solche Artikel in sonst sauberen Zeitschriften erscheinen, obwohl sie von der Feder eines Schreibers herkommen, der keiner Achtung wert, und von einem niederen Geist beseelt ist, einem Manne, von dem alle die feindlichen Angriffe auf die Kirche herrühren.

Da die Autoritäten so oft angefragt werden, warum sie auf diese oder jene Verleumdung nicht öffentlich Antwort geben, mag es wenigstens nichts schaden, einige offizielle Auseinandersetzungen zu geben.

Die, wegen der Annahme des Reed Smoot, als Senator in Washington verursachte, und von einem Komitee vorgenommene ausführliche Untersuchung, welche beinahe vier Jahre beanspruchte, hat die meisten dieser alten fabrizierten Anti-Mormonen-Geschichten als falsch bewiesen, und deren Urheber entlarvt. Wie schon gesagt, sind viele dieser Beschuldigungen grundlos, so unvernünftig und blöde, daß wir dieselben einfach unbeachtet lassen. Einigen, der uns aufgehäuften Beschuldigungen, aber wollen wir beantworten.

Die Kirche wird beschuldigt, gegen die Regierung der Vereinigten Staaten untreu gewesen zu sein, und ihr Gelübde gebrochen zu haben. Es wird auch behauptet, daß der Präsident der Kirche, den Kirchenmitgliedern zwangsweise, jährlich mehrere Millionen Dollars an Zehnten erpresse; daß dieser Zehnte, in seinem alleinigen Besitz bleibe, und von ihm keine Rechnung dafür abgegeben werde; und daß er diesen Zehnten zu eigennützigen Zwecken verwende. Weiter wird gesagt, daß der Präsident der Kirche, mit einigen seiner nächsten Mitarbeiter, die Politik im Staate Utah diktiere, Senatoren und Repräsentanten nach Washington sende, und das Gemeinwesen mit eiserner Hand regiere, zur Unterdrückung der persönlichen Freiheit, und der Zerstörung amerikanischer Bürgerschaft. Zur Unterstützung dieser Beschuldigungen werden nie rechte Beweise geliefert, sondern nur die alten fabelhaften Erzählungen und Einbildungen in ihrer Sinnwidrigkeit repetiert. Wir erklären hiermit diese Beschuldigungen als durchaus falsch und grundlos.

Erstens, in Betreff der Brechung des Gelübdes, zwischen der Kirche und den Vereinigten Staaten.

Diese Beschuldigung ist von vorneherein lächerlich, wie oft und kräftig dieselbe auch wiederholt werden mag. Der Vertrag zwischen Utah, und den Vereinigten Staaten, kraft dessen Utah als Staat in der Union Aufnahme fand, wurde nicht von der Kirche oder ihren Beamten geschlossen, sondern wie in jedem andern Staat, von den rechtmäßigen Behörden des Landes. Das einzige Gelübde, das je von der Kirche gemacht wurde, war dasjenige in eine Bittschrift, in welcher für einige wegen Anti-Polygamie-Gesetze im Gefängnis weilende Personen um Amnestie gebeten wurde. Diese Bittschrift ist datiert Dezember 1891 und lautet:

„Als Hirten eines geduldig leidenden Volkes bitten wir für Amnestie für unsere Leidenden, und bürgen unsern Glauben und unsere Ehre für ihre Zukunft!"

Obiges mag mit dem von Präsident Wilford Woodruff, am 6. Oktober 1890 erlassenen Manifeste verbunden werden, in welchem er die

Bereitwilligung des Volkes erklärte, zukünftig die erlassenen Gesetze der Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten. Dieser Teil des Manifestes lautet:

„Mein Rat an die Heiligen der letzten Tage ist, daß sie keine gesetzwidrigen Ehen schließen."

Seither hat die Kirche keine Vielehe mehr geschlossen, noch bewilligt. Es gab aber Mitglieder, welche obigen Teil des Manifestes so auslegten, daß das Verbot der Vielehe nur in den Vereinigten Staaten gesetzwidrig sei, in Mexiko und andern Ländern aber, wo es keine Anti-Polygamie-Gesetze gebe, auch nicht gesetzwidrig sein könne. Daher gingen einige dahin, und glaubten dabei nicht in Gesetzübertretung zu gelangen. Als dieses der Präsidentschaft der Kirche bekannt wurde, nämlich dem Präsidenten Lorenzo Snow, welcher der Nachfolger des Präsidenten Wilford Woodruff's war, wurde von ihm eine weitere Erklärung erlassen, welche deutlich bezeugte, daß zukünftig Vielehenbündnisse in allen Weltteilen verboten seien, und daß die Heiligen der letzten Tage, als ein Volk, die Ausführung der Vielehe gänzlich einstellen; in diesem Lande und in allen andern Ländern, und daß kein Beamter und kein Mitglied die Vollmacht besitze, Vielehebündnisse zu schließen. Dieses wurde in der „Deseret News" am 8. Januar 1900 veröffentlicht.

Indem aber beständig Gerüchte von geheimen Eheschließungen im Umlauf waren, machte der gegenwärtige Präsident der Kirche an der General-Konferenz am 6. April 1904 nochmals bekannt, daß unter den Mitgliedern der Kirche, in allen Weltteilen, die Vielehe verboten sei, und so es entdeckt werden sollte, daß die umlaufenden Gerüchte auf Wahrheit beruhen, werden solche Mitglieder von der Kirche zur Rechenschaft gezogen, und von derselben ausgeschlossen.

Dieses wurde auch getan. Wo immer es bewiesen werden konnte, daß ein Mitglied gegen diese Deklaration handelte, wurde es diszipliniert oder ausgeschlossen. Die Kirche blieb ihrer Erklärung treu, und wir bezeichnen hiermit jede Beschuldigung, daß die Kirche Mehrehen im Geheimen gestatte, oder sogar die Vielehe aufs neue wieder ermutige, als entschieden falsch.

Daß die Kirche ein Gelübde gemacht, und es gebrochen habe, nämlich daß sie nie die politischen Angelegenheiten des Staates zu leiten versuchen werde, ist ebenfalls ein ersonnener Unsinn. Erstens hat die Kirche nie ein solches Gelübde gemacht, und zweitens, hat die Kirche es sich nie angemaßt, die Politik unseres Staates zu beherrschen. Dagegen gab es aber Politiker, Nichtmormonen, welche die Kirche um politische Unterstützung baten. Da ihnen ihre Wünsche aber nicht gewährt wurden, und sie sich getäuscht fanden, verwendeten sie viel Zeit und Geld, um gegen die Kirche zu kämpfen. In ganz Utah ist jeder Bürger durchaus frei, zu stimmen gerade wie er will. Hier in Utah, wie in andern Staaten, werden die Urwahlversammlungen (Primaries) von den verschiedenen politischen Parteien abgehalten, die aus gemischter Bevölkerung bestehen; Senatoren werden von der Legislatur gewählt, Repräsentanten, wie überall vom Volk. Die Tatsache ist diese, daß trotz all dem Heulen seitens solcher getäuschten Politiker, bis jetzt nicht ein einziges Mitglied der Kirche gefunden werden konnte, das von der Kirche oder ihren Autoritäten instruiert wurde, zu Gunsten der einen oder andern Partei seine Stimme abzugeben.

Anstatt einer Vorschrift in Politik, welche die Bürger ihrer Freiheit beraube, hätte man eher das Gegenteil zu beklagen; nämlich daß sich die an Politik Beteiligten einer allzu großen Freiheit

hingeben, und oft in bedauernswerter Weise ihre Gegner bekämpfen und beschimpfen. Wir glauben, daß alle Mitglieder der Kirche als amerikanische Bürger, die gleichen Rechte haben, wie andere Leute, ungeachtet, was ihre Religion sein mag. Wir wiederholen, daß jede Beschuldigung, daß die Kirche die Politik des Staates zu beherrschen suche, grundlos und falsch ist.

Die fernere Beschuldigung, daß Kirchenmitglieder, auf Grund ihres Glaubens, und Vorschrift der Kirchenbeamten den Vereinigten Staaten gegenüber untreu und verräterisch seien, verdient keine Antwort. Unsere Verleumder haben auch noch nie einen einzigsten Fall, als Beweis ihrer Vorgaben machen können. Wer die Geschichte unseres Volkes auch nur einigermaßen kennt, weiß gut genug, was die Heiligen der letzten Tage in Kriegszeiten und im Allgemeinen zum Schutz unseres Landes getan, und geopfert haben. Betrachtet die Beteiligung der Heiligen der letzten Tage, an den Kriegen gegen die Indianer, am Bürgerkrieg und dem Spanischen Krieg, an denen sich Söhne unserer hervorragendsten Familien, durch ihre Tapferkeit und Leistungen, hohe Titel und Ehre erwarben.

Jetzt noch einiges über den Zehnten. Die Heiligen der letzten Tage glauben an das Gebot des Zehnten. Es ist ein Prinzip unserer Religion, und war nach der Heiligen Schrift, ein von Gott gegebenes Gebot, seit den Tagen Israels. Das Gebot des Zehnten wurde anno 1838, den Heiligen der letzten Tage, durch Offenbarung wieder gegeben. Diese Offenbarung erklärt, wie der Zehnte empfangen und verwendet werden soll. Nicht nur die Mitglieder, sondern auch die Kirchenbeamten bezahlen ihren Zehnten. Die Zehnten-Gelder werden nicht von dem Präsidenten der Kirche empfangen; er beansprucht sie auch nicht, denn dieselben gehören ihm nicht. Der Zehnte wird von den Bischöfen angenommen, und sie geben für jeden Cent Quittung. Die Bischöfe geben den Zehnten an die präsidierende Bischofschaft der Kirche ab. Letztere hat das allerneueste und vollkommeneste System der Buchführung, und dort kann man jeden Cent, der von irgend einem Kirchenmitglied, in irgend einem Teile der Welt, bezahlt worden ist, verzeichnet finden. Gleichfalls ist jeder Cent, der hier oder irgendwo, für irgend einen bestimmten Zweck verausgabt wird, verzeichnet. Jeder Zehnten-Bezahler kann für jede Zeit, in dem präsidierenden Bischofsamt, selbst sein Zehnten-Verzeichnis durchsehen. Dann giebt es ein, aus 5—7 Männern, bestehendes Komitee, welches an der Hauptkonferenz der Kirche, im April und Oktober, unterstützt wird, und als Rechnungsrevisoren jedes Jahr alle Bücher, über alle Einnahmen und Ausgaben untersucht, und das schriftliche Ergebnis der Hauptkonferenz vorlegt. Die Rechnungsrevisoren sind nicht Kirchenbeamte, sondern Sachverständige in der Buchführung. Die Zehntengelder gehören der Kirche, und werden nur für kirchliche Zwecke verwendet, namentlich für Erbauung und Erhaltung von Tempeln, Erbauung und Erhaltung von Versammlungshäusern und Tabernakeln, zur Unterstützung von Kirchenschulen, zur Hilfe der Armen und Bedürftigen, zur Verbreitung des Evangeliums, zur Unterstützung von bedürftigen Kolonien usw. Dann gibt es einige Kirchenbeamte, die ihre ganze Zeit der Kirche widmen. Diese erhalten dafür eine geringe Entschädigung, welche aber nicht vom Zehntenfond entrichtet wird, sondern von einem anderen Fond, welcher aus verschiedenen, vor

vielen Jahren gemachten Anlagen, erhalten bleibt. Mit Ausnahme dieser Wenige, gibt es in der Kirche keine besoldete Beamte. Alle diese monströsen Geschichten, die in Betreff des großen Reichtums der Kirche, und der eigennützigen Verschwendung des Zehnten verbreitet werden, sind verdrehte Erdichtungen, die entweder von einem schwachen Gehirn, oder von einem bösen, lügenhaften Herzen entstanden, um das Publikum zu betören.

Es ist unmöglich auf alle, von Anti-Mormonen-Predigern und -Schreibern, herstammenden Geschichten zu antworten. Dieselben erzwecken zwar etwas Gutes. Sie bringen die Mormonenfrage vor das Volk Dadurch wird bei der mehr vernünftigen Klasse, die sich nicht blindlings von andern leiten läßt, sondern für sich selbst denken, hören und wissen will, mehr Interesse erweckt. Dabei untersuchen die Leute für sich selbst, und finden die Wahrheit. Viele sind auf diese Weise zur Wahrheit gelangt, und haben sich dann, dem so falsch dargestellten Volk angeschlossen.

Unser Evangelium ist kein Geheimnis. Es ist das reine Evangelium Jesu Christi, wieder geoffenbart in diesen letzten Tagen, durch den Propheten Joseph Smith. Wir laden alle Menschen zur Untersuchung unserer Botschaft ein; und verheißen jedem Menschen, der aufrichtig ist, ein Zeugnis durch die Macht des Heiligen Geistes, wodurch er wissen kann, ob sie Wahrheit sei, oder nicht.

Wir lieben unser Land, und unsere Regierung. Wir verehren sie, und beten für ihre Erhaltung. Wir sind stolz auf unsern Staat, und niemand braucht sich vor dem steten Wachstum und der Verbreitung des Mormonismus zu fürchten, denn er ist die Wahrheit vom Himmel, und bringt Freiheit, Friede, Segen, Temperenz, Glaube, Hoffnung und Liebe in diesem Leben, und ewige Herrlichkeit in dem Reiche unseres Vaters.

Joseph F. Smith.
Anthon H. Lund.
John Henry Smith.
Erste Präsidentschaft der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

(S. L. C. Beob).

Dinge, die zu spät kommen.

Zeit scheint ein grimmiger Humorist zu sein, welcher große Vorliebe für Nachgedanken hegt. Die Dinge, die zu spät kommen, sind ein Teil seines Sarkasmus. Jede Generation ist bemüht, die Fehler ihrer Vorgänger zu korrigieren, macht aber auch Fehler, die es der Nachwelt recht zu machen, überläßt. Jede Generation vermacht ihren Nachkommen ihre Weisheit und auch Torheit, ihren Reichtum des Wissens, und ihre Schuld der Fehler und des Mißlingens. Somit sind die Dinge, die zu spät kommen, nur die verspäteten Zahlungen der alten Schulden. Sie beweisen, daß die Welt beständig weiser, besser, treuer, nobler und gerechter wird, und aus dem schwarzen Schatten des Irrtums, in das Sonnenlicht der Wahrheit und Gerechtigkeit kommt. Sie beweisen, daß die Zeit aus den

Fetzen und Stücken, der Wahrheit und des Irrtums der Menschheit, ein wunderbares Gewebe verfertigt.

Die Dinge, welche zu spät kommen, sind die mehr vollkommene Weisheit, die aufgeschobenen Ehren, und das bessere Verständnis, der Arbeit der Pioniere, jener braven, standhaften Streiter, welche im Kampfe für Wahrheit allein standen, und weder erkannt, noch verstanden wurden. Sie meinen die höhere Stellung, die die Welt dem Leben gegenüber einnimmt. Wenn die Dinge, die zu spät kommen, als überflüssig angesehen werden, so fühlen wir hilflos, hoffnungslos und pessemistisch; wenn dieselben jedoch durch das Auge der tiefen Weisheit betrachtet werden, so offenbaren sie uns, den sich großartig entwickelnden Marsch der Menschheit zu einem höheren Leben. Ja zu höheren Dingen. Die Proklamation der Natur ist: daß Recht doch einmal triumphieren, daß Wahrheit siegen und Gerechtigkeit herrschen wird. Für uns als Individiums, ist es eine Warnung und eine Inspiration; eine Warnung gegen das Zurückhalten der Liebe, der Barmherzigkeit, der Güte, der Sympathie, Gerechtigkeit und Nützlichkeit, bis es zu spät ist. Es ist eine Inspiration, mit allen Kräften nach unserer besten Erkenntnis zu leben, nicht furchtsam, wie und was die Resultate sein werden, sondern ruhig und gelassen denselben entgegenschauend.

Es dauert 30 Jahre, bis das Licht mancher Sterne diese Erde trifft, ja bei andern vergehen 100, und auch 1000 Jahre. Diese Sterne werden uns nicht eher sichtbar, als bis ihr Licht unser Auge berührt; und es nimmt beinahe ebenso lange Zeit, bis daß große Geniusse, von wirklich sehenden Menschen anerkannt werden. Dann sehen wir diese Männer, als brillante Sterne in der Galerie der Welt unter den Unsterblichen und Großen, leuchten. Die temporäre Ehre bedeutet daher auch nicht immerwährenden Ruhm. Wir begehen zu oft den großen Fehler, daß wir die leuchtenden Feuerkäfer der Schlauheit, als Sterne des wahren Genius anerkennen. Der so gewonnene Ruhm bringt aber keine Freuden oder Ermutigungen oder Inspirationen, demjenigen, der, durch die Lichter und Schatten dieses Erdendaseins gedrungen, in höheren Sphären weilt. Es zeigt die traurige Tatsache, daß die Ehre zu spät kam; es hat etwas Possenhaftes mit dem Ergreifenden verbunden an sich. Unzeitige Anerkennung ist besser, denn gar keine; obgleich zu spät, so ist sie doch besser, als ob sie nie dargebracht worden wäre; aber dieselbe ist so viel besser und gütiger und wertvoller, wenn sie nicht zu spät gezollt wird. Wir sind sehr sehr geneigt, unsere im Augenblick gewonnene Kritik mit der Geschwindigkeit des Blitzes zu senden; aber unsere vorsichtige, ehrliche Verwerfung einer Sache, in Schneckeneile zu schicken.

Es war im Oktober des Jahres 1635, daß Roger Williams, seiner persönlichen Freiheitsgedanken halber, von dem Obergericht in Massachusetts, von der Kolonie, wo er solange gelebt hatte, verbannt wurde. Er begab sich nach Rhode Island, woselbst er 50 Jahre seines Lebens zubrachte. Aber das offizielle Gewissen wurde ein wenig unruhig, und vor einigen Jahren, nämlich im April des Jahres 1899, machte der Staat Massachusetts eine wirkliche Sühne. Der Original-Verbannungsbefehl wurde, gelb und verblichen, aus seinem Aufbewahrungsplatz geholt, und in feierlicher Zeremonie widerrufen. Somit wurde der Bann, welcher über 260 Jahre auf Roger Williams ruhte, gehoben. Und jetzt ist kein Grund vorhanden, weshalb Roger Williams nicht in den Staat Massachusetts kommen kann, und dort wohnen. Dieser Akt war eine Ehre für den Staat, und vollkommen richtig in seiner

Natur, und Roger, welcher für mehr denn 200 Jahren in der Geisterwelt weilt, mag freundlich gelächelt, und verstanden haben. Aber das Aufheben des Bannbefehls war doch eigentlich zu lange aufgeschoben worden.

Jedes nachfolgende Zeitalter mag für die Fehler, Sünden, und Torheiten des vorhergehenden teilweise Sühne bringen; aber das Individium steht alleine da. Denn, für was wir tun, und nicht tun, sind nur wir allein verantwortlich. Wenn wir die goldenen Stunden, welche höheren Dingen gewidmet sein sollten, wie Sandkörner durch die Finger laufen lassen, so wird niemand imstande sein, uns dieselben wiederzugeben. Die menschliche, liebende Zuneigung wird beim Bezeugen derselben genährt. Und es ist nicht genug, nur gütige Gefühle zu hegen; nein, dieselben sollten sich in Taten bemerkbar machen. Die durstige Erde wird nicht durch die bloße Tatsache, daß Wasser in den Wolken ist, erfrischt, sondern nur durch die Segnungen des Herniederträufelns des Regens wird dieselbe zu neuem Leben erweckt. Wir sind so bereit zu sagen: „Er weiß wohl, wie hoch ich ihn schätze“, und nehmen an, daß dasselbe ein Ersatzmittel für liebevolle Taten sei. Wir wissen wohl, daß die Sonne irgendwo scheint, dennoch vermissen wir, zitternd und frierend, die goldigen, wärmenden Strahlen derselben. Die Liebe sollte sich in fortwährenden, kleinen, aufmerksamen Handlungen, in gütigen, gefühlvollen Worten und Anerkennungen, in freundlichem Lächeln und warmem Händedruck, zeigen. Sie sollte sich in liebender Wirklichkeit offenbaren, und nicht durch die Erinnerung der Güte, Zuvorkommenheit und Geduld. Die so gern angenommene Theorie, daß fortwährende, liebevolle Zuneigung eine natürliche, selbstverständige Tatsache ist, findet man als eine der traurigen Seiten des Ehelebens. Anstatt der getrockneten, gepreßten Rosen in der Familienbibel, als trauliche Erinnerung an die herrliche Vergangenheit, sollten wir die lebenden, blühenden immer duftenden Rosen der Liebe als eine Garantie des Gegenwärtigen haben. Die Ehe schließt, leider nur zu oft, die Tür des Lebens, gegen die zärtliche Liebesempfindung, die wohlwollende Rücksicht und die ritterliche Ehre. Das Gefühl der Liebe mag wohl noch am Leben sein, aber es offenbart sich nicht in der rechten Art und Weise; der wohlklingende Reim der poetischen Verse hat seine fesselnde Macht verloren, und ist in stumpfe Prosa umgewandelt worden. Ein Knabe sagte von seinem Vater: „Ja, er ist ein Christ, aber er beschäftigt sich gegenwärtig nicht gerade viel damit“. Liebe ohne Manifestation nährt das Herz ebenso wenig, als eine geschlossene Brotkiste den Magen; sie erleuchtet die tägliche Runde der Pflichten geradeso wenig, als eine nicht angezündete Lampe ein dunkles Zimmer. Oft befindet sich in dem Herzen des Gatten oder der Gattin das sehnsüchtige Verlangen, für einen Ausdruck der menschlichen Liebe und Zärtlichkeit, für die Gewißheit, daß man willkommen ist, ohne Unterschied, woher derselbe auch immer kommen mag. Wenn der Minnedienst, dem man so gerne vor der Hochzeit obliegt, nach der Verheiratung fortgesetzt würde, so würden die Ehescheidungen bedeutend vermindert. Und die Anerkennung dieser Tatsache, ist eines der Dinge, die zu spät kommen.

Mehr Leute in der Welt sind hungrig für Güte, Sympathie, Kameradschaft und Liebe, denn für Brot und Butter. Oftmals halten wir ein herzliches Wort der Anerkennung, des Lobes und des Wohlwollens zurück, weil wir fürchten, obgleich wir wissen, daß unsere Gefühle bekannt sind, daß die Person über unser Lob stolz werden

könnte. Laßt uns die Dämme und Teiche, diese Mauern des kleinlichen Einhalts, herunterreißen, und der Flut unserer zärtlichen Gefühle freien Lauf lassen. Es sind wenige Fälle vorhanden, daß Leute im Leben zu viel Lob gehabt haben. Es ist mehr schmeichelndes Lob auf Grabsteinen eingemeißelt, denn die Verstorbenen, welche der Stein jetzt deckt, in ihrem Leben gehört haben. Der Mensch wünscht kein übertriebenes Lob und keine schmeichelnde Ehre; er wünscht ein ehrlich klingendes Wort der Anerkennung für was er getan, und für was er gegenwärtig schafft, und Sympathie für das Streben nach seinen hohen Idealen.

Warum ist es, daß wir bei dem Tode eines Menschen, in ihm ein hundert Tugenden gewahr werden, die uns in seinem Leben verborgen blieben, und daß wir nichts außergewöhnliches, wohl aber eine Anzahl Fehler bemerkten. Dann sprechen wir in einer Weise, als ob ein Engel in unserer Stadt gewohnt, und wir es plötzlich entdeckt hätten. Wenn er nur die Worte gehört hätte, als er noch am Leben war; und wir wollen sagen, auch 60 Prozent Abzug für Uebertreibung unserseits abgerechnet hätte, so wären dieselben dennoch zu der Zeit, als er müde und kraftlos und entmutigt im heißen Kampf des Lebens dastand, eine Inspiration und eine Quelle des Mutes gewesen. Aber jetzt schlägt keine irdische Musik an seine Ohren, und eben, wenn er unsere lobreichen Worte hören könnte, so würden dieselben doch nutzlos sein, denn sie kämen zu spät.

Es ist recht, daß man nur Gutes von den Toten spricht, sich ihrer Tugenden erinnert, und ihre Schwächen vergißt, und die Gefühle der Ehre, Rechtschaffenheit, Liebe und Trauer, die unser Herz erfüllen, ihnen widmet. Aber die Lebenden, ja die Lebenden, haben dieselben am nötigsten. Die Toten sind in eine Sphäre gegangen, da wir ihnen keine Hilfe anbieten können; unsere bittersten Klagen und tiefste Trauer bringen kein antwortendes Echo von dem großen stummen, uns unbekannten Jenseits. Jene, welche im heißen Kampf des Lebens brav sind, und probieren brav zu sein, die gebrauchen unsere Hilfe, unsere Kameradschaft, unsere Liebe und alles das Gute und Edle, welches in uns ist. Die kleinste Blume, die wir in die lebende, warme Hand drücken können, ist besser, denn Berge von Rosen um den Sarg gehäuft.

Die Tatsache, daß wir so schnell bereit sind, den Toten Lob zu zollen und deren guten Taten zu gedenken, zeigt, daß wir ein gewisses Etwas, welches wir zu deren Lebzeiten vergessen hatten, nachholen wollen. Aber da ist eine Sühne, und die ist nie zu spät, und besteht darin, daß wir alle Menschen Teilhaber unserer Güte und herzlichen Liebe machen, welche, wie wir beklagen, wir bei den Toten zurückgehalten haben; und besteht auch darin, daß wir Aufmunterung und Mut und Freude in die Herzen derjenigen, die um uns sind, bringen. Und in dem Vollbringen rechter Sühne wird es sich zeigen, ob unsere Traurigkeit eine echte sei, oder nur ein Ausbruch unserer bewegten Gefühle.

Es ist zur Zeit des Wachstums, wenn man festen Fuß fassen will, daß die Hilfe am nötigsten ist. Einige Bücher, die Andrew Carnegie, als er seine Karriere begann, geliehen bekommen hatte, wurden eine Inspiration für ihn, und in sehr nobler Weise hat er seine Dankbarkeit bewiesen, in dem er in allen Teilen des Landes Bibliotheken gründete. Helft den kleinen Setzlingen, den jungen wachsenden Bäumen, denn die mächtigen Eichen gebrauchen eurer Hilfe nicht! Die herzlichsten Worte sollten gesprochen, wenn sie am nötigsten gebraucht werden, und nicht zu einer Zeit, wenn man dieselben nur als äußere Zeichen

benutzt, um innere Heuchelei zu verbergen, und zukünftige Gunst zu erlangen sucht. Columbus, von seiner wutentbrannten Mannschaft umgeben, stand, dem Tode ins Auge schauend, alleine da, ohne irgend jemand zu haben, der bereit war, ihm zu helfen. Aber er näherte sich dem Lande, einem Lande voller Schätze und Reichtümer, und beim Anblick desselben fiel die Mannschaft auf ihre Kniee und verehrten ihn, und jubelten ihm zu und glaubten, daß er vom Himmel inspiriert sei. Er wurde in ihren Augen verwandelt. Die lange Linie der kiesigen mit Bäumen bedeckten Küste, die sich ihnen darbot, machten ihn beinahe göttlich. Ein wenig Geduld, ein wenig bessere Kameradschaft, und ein wenig brüderliche Liebe in den Stunden seines Wachens und Wartens und Hoffens, würde wie Balsam auf seine Seele gewirkt haben. Es ist in der Kindheit, daß Fröhlichkeit am notwendigsten ist, und den reichlichsten Ertrag zu bringen verspricht. Laßt uns den Kindern ein wenig mehr Sonnenlicht geben, mehr Liebe und Kameradschaft beweisen, und mehr Mitleid mit ihren kleinen Sorgen und Mühen haben, indem dieselben ihnen doch so groß erscheinen. Laßt uns selbst in ihren Platz hineinversetzen, die Welt durch ihre Augen beschauen, so daß wir imstande sind, ihre Fehler in sanfter Weise durch unsere größere Weisheit zu korrigieren. Diese Dinge werden die Kinder wahrhaft glücklich machen, glücklicher bei weitem, denn tausend mal größere Dinge sie machen könnten, die aber zu spät kommen.

Aufschub ist der Vater einer unzähligen Familie von Dingen, die zu spät kommen. Aufschub meint, daß man zu der Gelegenheit sagt, daß sie morgen wieder vorsprechen könnte. Es tötet Selbstkontrolle, zerstört die geistigen Fähigkeiten, und macht aus den Menschen eine Kreatur der Zustände, anstatt Schöpfer derselben. Es gibt eine Art des Aufschubs, die eine Tugend ist, und das ist das Aufschieben, des Begehens einer Sünde, von heute bis auf morgen, und niemals heute einen Akt tun, der schon morgen uns mit Scham erröten würde. Es gibt kleine Unannehmlichkeiten und Mißverständnisse im Leben, welche manchmal die freundschaftlichsten Beziehungen zwischen Freunden brechen; und es ist eine Zeit, wenn nur einige offene, ernste Worte alles schlichten würden; die dunklen Wolken würden brechen, und das Sonnenlicht der Liebe wieder hervorbringen. Aber ein jeder ernährt ein schwaches, kleines Gefühl verletzter Ehre, der Spalt wird größer und die Kluft weiter; man trennt sich, und jeder geht hungrig für den andern seines Weges. Sie mögen vielleicht erwachen und einsehen, daß es zu spät ist, ihre Zwistigkeiten zu beseitigen, und wieder in brüderlicher Liebe und Eintracht bei einander zu wohnen.

Die Weisheit, die zu spät im Leben kommt, ist von etwas niederdrückender Natur und wirkt reizend auf das Gemüt des Individiums. Es sollte den größten Teil seiner Weisheit seinen Erfahrungen zuschreiben, denn wenn keine Weisheit zu spät käme, würde auch keine Erfahrung sein. Es meint in kurzem nur, daß wir heute weiser sind, denn wir gestern waren, daß wir alle Dinge in einem besseren Lichte betrachten und daß unser Lebenspfad erleuchtet ist.

Die Welt ist geneigt, nach den Resultaten zu urteilen. Sie ist gerne ein Teilhaber unseres Erfolges und Wohlergehens; aber unwillig uns sympathisch entgegen zu kommen, wenn wir fehl schlagen. Der brave Mann, welcher stromaufwärts arbeitet, mag zwei oder drei Männer finden, die willig sind, ihm zu helfen. Aber wenn die Flut kommt, und er die Richtung seines Schiffes ändert, und ohne Mühe und Anstrengung stromabwärts fährt, findet er Fahrzeuge von allen

Richtungen her auf ihn zukommen. Er öffnet seine Augen, und glaubt in einer Regatta zu sein, so dicht sind die Schiffe um ihn herum. Die Hilfe kommt zu spät, er gebraucht ihrer nicht mehr, und muß sich nun vor der Versuchung des Cynismus und der Selbstsucht hüten. Dann sollte er einsehen, und sich fest entschließen, daß der Weg der Welt nicht der seinige werden soll, daß er nicht zu spät sein will, jenem Hilfe und Stärkung anzubieten, welcher, wie er einmal stromaufwärts arbeitet, und, vielleicht nicht so kräftig wie er, die Ruder kraftlos zur Seite sinken läßt.

Der alte Gesang, der traurigen Philosophie, lautet: daß die Mühle mit dem vorbeigeflossenen Wasser nie wieder mahlen kann. Warum sollte die Mühle das Wasser wieder und wieder zu gebrauchen gedenken? Da jenes Wasser jetzt ohne Zweifel ein Mühlenrad tiefer im Tale lustig dreht, ohne seine gute Arbeit zu beenden. Es ist Torheit, so viel über das vorbeigeflossene Wasser zu denken. Denke mehr an den großen Strom, welcher immer wieder heranfließt! Gebrauche denselben so gut wie du kannst, und wenn er enteilt ist, wirst du froh sein, daß er kam, und zufrieden mit der Arbeit, die er geleistet.

Die Zeit ist ein mächtiger Strom, welcher jeden Tag mit unendlichem Drang herbeifließt. Es ist Torheit, so viel über das vorbeigeflossene Wasser zu denken, unsere Augen zu schließen, und den kommenden Strom vorübergehen zu lassen. Laßt uns in unserer Vorbereitung für morgen unser Möglichstes tun, denn eben auch die Dinge, die zu spät kommen, werden für uns eine neue Offenbarung der Weisheit für unsere Gegenwart und Zukunft sein.

(Aus „Great Truths“ von Jordan).

Morgen früh wird es besser sein.

Wieviel Sinn und Meinung liegt in den Worten „Morgen wird es besser sein“. Wir gingen heute abend, vordem wir zu unserm anmutigen Heim, in welchem Liebe, Friede und Freudigkeit herrscht, und Glücklichkeit und Harmonie, immer willkommene Gäste sind, und man sich nach des Tages Last und Hitze, der Liebe, und der Seligkeit des trauten Heims erfreut, mit einem sehr liebevollen Arzt, in eines der Hospitäler, der Großen Stadt, der Neuen Welt.

O! die Leiden der Patienten, und die mechanischen Bewegungen der bezahlten Krankenpflegerinnen. Wie glücklich sind wir, daß wir ein Heim haben, und traute häusliche Liebe uns umgibt; und wir uns der unschätzbaren Segnungen eines Heims erfreuen können. Und wie dankbar sind wir unserm Gott gegenüber, daß wir nie den Weg der Sünder getreten haben, der den Uebertreter und seine Angehörigen, in die barmherzigen Krankenhäuser führt, und von dort, schnurstraks hinaus auf das Leichenfeld, wo unter der kühlenden Erde, viele von Sorge, Gram und heißen Tränen überlaufenden Herzen ruhen. Obgleich der Friedhof ein einsamer Platz ist, so ist die Ruhe in demselben manchmal doch wünschenswerter zu manchen Frauen, denn in dem, ihnen von ihren Männern bereiteten Elend, weiterzuleben. Oftmals geschieht es, daß die Männer dem Herrn fluchen, daß Er, ihren unüberlegten Wunsch, Kinder zu haben, erhört hat.

Es steht ein großes Wohnhaus in der Stadt; aber wir werden nicht bei demselben anhalten, sondern sechs Jahre zurückgehen, als an einem schönen Sonntagnachmittag, auf einem Dampfer nach Coney Island, fahrend, ein hübsches, wohlgebildetes, junges Mädchen, mit einem etwas untersetzten, gesund aussehenden, jungen Mann bekannt wurde. Der junge Mann, sah in seinem ihn wohlkleidenden Anzug sehr männlich aus; und das junge Mädchen, in der Tat sehr schön, ihre frische Gesichtsfarbe, und goldigen Locken, gaben ihr einen ganz besonderen Reiz. Sie war fröhlich, insofern, als sie, an diesem freien Tage, ihre mühselige Arbeit, in dem engen Laden, wo sie von morgens früh, bis spät abends saß, und die Hüte der Damen garnierte, vergessen wollte. Die Augen des Mannes labten sich an ihrer schönen Form, bis die Liebesglut in seinem Herzen aufstieg. Das Herz des Waisenmädchens hungerte für ein wenig freundlicher Gesellschaft, und den süßen Anfang der ersten sel'gen, goldenen Liebe. Der Wunsch ihres jungen Herzens war, einen Gatten zu haben, der sie aus ihrer beschränkten Lage herausbringen, und in ihr eigenes Heim führen würde. Sie wünschte am eigenen Herde tätig zu sein, und glaubte daher alles, was ihr der junge Mann erzählte.

Warum sind nicht mehr gute Männer in der Welt, zu denen die Mädchen und Frauen gehen können, und Rat, im Bezug auf wer, und was ihr Bewerber ist, bekommen. Die besten Sonntagskleider verbergen manchmal Fehler, und Charakterschwächen, die, wie kauernde Hunde in der Ecke lauernd liegen, bis sie ein Opfer erhascht. Und niemand kann die Fragen, im Bezug auf wer die Männer sind, beantworten, bis daß man mit ihnen weiter, denn fünf Minuten vom Heim, fort gewesen ist. Und die vielen Schritte, die mit blinden Augen, in der Dunkelheit getan werden, und das mehr von Frauen, denn von Männern!

Sie verheirateten sich, und wohnten für ein Jahr in einem hübschen, netten Häuschen. Der gelbe Kanarienvogel schaukelte sich in seinem Käfig, und sang fröhlich die lustigsten Weisen. Die kleine Frau war glücklich und sang vor Freuden, dabei alle Sorgen fort scheuchend. Ihr Haus war immer rein und peinlich sauber, und sie hatte immer ein freundlich Wort, und einen Kuß für ihren liebenden Gatten bereit. Er erzählte seinen Arbeitskollegen, wie froh er sei, so eine liebliche, blühende Menschenseele sein eigen zu nennen.

Aber wie bald kam dieses Glück zu Ende, indem der Mann den Branntwein kostete, und demselben bald als Sklave erlegen war. Seine Kollegen meinten, daß er seiner Glücklichkeit in ihrer fröhlichen Gesellschaft den Gipfel aufsetzen müßte. Anstatt seinen verdienten Lohn zu seiner ihn mit bangen Sorgen erwartenden Frau zu bringen, verblieb derselbe im Wirtshaus. Die Folgen zeigten sich bald, indem sie von ihrem kleinen Häuschen ausziehen und mit einer gemieteten Wohnung von vier Stuben vorlieb nehmen mußten. Und hier in dieser Wohnung wurde ein kleines Kindlein geboren.

Es war ein goldlockiger, kleiner Knabe mit süßen blauen Augen, so ganz das Ebenbild seiner guten Mutter. Die Freunde des Gatten, mit denen er in der Werkstatt zusammenarbeitete, lachten als der Knabe aufwuchs, und seiner Mutter mehr, denn seinem Vater ähnelte. Dann trank er mehr, denn je zuvor, arbeitete weniger, und kam sehr oft des Abends spät zu Hause. Er sagte nicht, wo er einen besseren Platz, denn der, den er als Heim bereitet, gefunden hatte,

auch brachte er seinen Verdienst nicht mehr heim wie ehedem, sein freundlicher Gruß und herzliche Umarmung, welche seine Frau früher so freudig gemacht hatte, war verschwunden; einsam und bange waren die langen Stunden, da sie Mitternachtlicht brannte und mit feuchten Augen der Vergangenheit gedachte, und entmutigt und trostlos in die dunkle Zukunft schaute.

Nach einigen Wochen zogen sie in ein bedeutend ärmlicher aussehendes Haus. Der Weg des Schwelgers scheint bergabzugehen, in gerader Richtung auf den armen Teil des Kirchhofs zu; aber obgleich bergab, so ist derselbe doch rauh und möge sich Gott derjenigen, die sich auf demselben befinden, erbarmen.

Der kleine Knabe war nun vier Jahre alt. Um ihn anständig kleiden zu können, arbeitete die Mutter daheim, irgend etwas, was ihre geschickten Finger und eine Nadel tun konnten. Trinken! Trinken! Trinken! Wie hatte dasselbe den gütigen Charakter eines Mannes zerfressen, der einen solchen schönen Anfang im Leben machte! Das Wenige, das er verdiente, wurde für Branntwein gespendet. Er brachte den Branntwein schon flaschenweis nach Haus. Vor zwei Tagen kam er in schwer betrunkenem Zustande nach Hause, in seiner Tasche einen halben Liter jenes Teufelsgifts, welches Recht zu verkaufen der Wirtsherr von einer christlich gesinnten Gemeinschaft, durch Geldsteuer erworben hatte. Der Mann warf sich aufs Bett, und verfiel in einen Zustand des Deliriums. Die Frau, der die Tränen den schon so wunden Weg vom Herzen kamen, stellte die Flasche an die Seite und ging hinaus, um von den Nachbarn einen Eimer Kohlen zu borgen, damit sie sich und ihren kleinen Knaben wärmen möge. Der Kleine hatte in der Abwesenheit seiner Mutter die Flasche genommen, und von dem Inhalt desselben getrunken. Als die Mutter wieder ins Zimmer trat, fand sie ihren Knaben mit der Flasche in der Hand, Grimassen schneidend und wundernd, ob er mehr trinken oder die Flasche mit Verachtung fortwerfen sollte. Schnell entriß sie ihm die Flasche und würde sie zur Tür hinaus geworfen haben, hätte sie ihr Mann nicht schon oft für gleiche Handlungen geschlagen.

In ungefähr einer Stunde lag das Kind in Krämpfen. Das Gift, in dem Branntwein, war für den, noch nicht auf solche Art und Weise gemißbrauchten, Magen zu viel. Der Gatte lag, wie an anderen Abenden, auf dem Bett, in seinem Delirium phantasierend. Eine gute Nachbarin eilte, um einen Doktor zu holen. Der Zustand des Kindes verschlimmerte sich und war schon ziemlich bedenklich, insofern als daheim kein richtiger Platz für das Kind war, wurde es auf Anordnung des Arztes nach dem Hospital befördert, wurde dort einer gütigen Krankenpflegerin, die auch eine Mutter, ja eine liebende Mutter war, übergeben. Die beiden Mütter wachten bei dem kleinen Leidenden und beteten für ihn. Ein anderer Arzt wurde gerufen, welcher mit einem Freunde davon eilte, um zu sehen, ob irgend etwas für die Linderung der Schmerzen des kranken Knaben getan werden konnte.

Die Schatten der Nacht senkten sich über die Stadt, und auch auf das brechende Herz der verzweifelten Mutter. Den ganzen Tag lang machte der kleine Liebling seine krampfhaften Schritte näher, und immer näher, zu den ausgestreckten Armen der wachenden Engel, die bereit waren, den kleinen Dulder zu einer besseren Heimat zu bringen. Die Mutter meinte, daß er besser werden und leben würde, dieweil sie es wünschte. Die gute Pflegerin sagte nicht nein, wußte aber besser. Die Stunde, da alle Besucher das Hospital verlassen mußten, kam und den Regeln der In-

stitution gemäß, durfte niemand über die Zeit hinaus dableiben. Der anwesende Doktor und sein Freund schauten noch einmal dem Kleinen, dessen Ende so nahe war, in die Augen.

„Meine gute Frau, Sie müssen jetzt gehen. Tränen helfen ihnen nichts. Sehen Sie, die andern Kranken dürfen nicht gestört werden.“

„Und wie wird es sein, wenn ich morgen früh komme?“

„Besser. — Ja morgen früh wird es besser sein.“

Der gute Doktor führte sie hinaus, zurück in die Höhle der Verzweiflung. Kein Feuer und keine Speise, nur ein leeres Bett und eine leere Flasche. Ihr Mann war schon vor einigen Stunden davongegangen. Er, welcher einmal ein musterhafter Gatte war, war nun zum niedrigen Sklaven des Branntweins geworden. Zum Wirtshaus, sagten die Nachbarn, sei er gegangen.

In zehn Minuten, nachdem die Mutter ihren Liebling hatte verlassen müssen, öffnete das sterbende Kind seine Augen und rief, mit erstickender Stimme kläglich flehend: „Mutter! Mutter!“

Dann erhob es seine kleinen Arme und umschlang den Hals der gütigen Pflegerin, sank kraftlos zurück, und der Tod hatte sein Auge, das früher so freudig strahlte, geschlossen.

Frühe am Morgen ging Maria zum Grabe des Heilandes. Und frühe am folgenden Morgen ging die schwergeprüfte Mutter zum Hospital.

„Ist er besser?“

„Ja, besser morgen.“ Am Morgen des zweiten Lebens oder vielmehr des zweiten Kapitels dieses ersten Lebens. O, es war herzzerreißend, die vor Schmerz beinahe wahnsinnige Mutter zu sehen, wie sie weinend, klagend und schreiend die Lippen, Augen und das Gesicht ihres verstorbenen Lieblings mit Küssen bedeckte. Man mußte sie forttragen, und in eines der Betten des Hospitals legen. Für mehrere Tage schwebte sie zwischen Leben und Tod, der immer ein barmherziger Engel ist zu allen, die leiden, und die der Liebe, zu der die Erde sie berechtigt, beraubt worden sind.

Man trug den Kleinen hinaus auf den Friedhof und bettete ihn unter dem kühlen Rasen. Und ohne Zweifel wird man die gute Mutter in kurzer Zeit auch dahin bringen, und der Vater wird auch bald eine Stätte finden.

Morgen früh wird es besser sein, ja so viel besser. Und was für ein gesegneter Morgen wird es sein, wenn der Geist nicht mehr solchen Versuchungen, des Lasterfröhnens im Kampfe unterliegt. Jene, welche in diesem Leben leiden, werden ihre Tränen getrocknet, und ihre Herzen geheilt haben. Wenn die Mütter, deren Leben auf solche Weise ruiniert worden ist, und die lieben kleinen Kinder, welche so beraubt, und beraubt und wieder beraubt, von schwelgenden, grausamen, leidenschaftlichen, fehlerfindenden, Kinder schlecht behandelnden Vätern, besser versorgt und aufgehoben sein werden, denn hier auf Erden. Welch ein herrlicher Morgen, wenn der Geist sich nicht vor dem Ungütigen zu beugen braucht, und Tribut darbringen. Wenn Gott die Grenze ziehen wird, zwischen jenen, welche gelitten haben, und sich dann seiner Herrlichkeit, in den blumenreichen Feldern und ewigen Wohnungen ihres Gottes, erfreuen werden; und jenen, welche die Menschheit verführt, und unglücklich gemacht, und dann in dem Sande des Ufers der Ewigkeit warten müssen, bis daß der ewigen Gerechtigkeit Gottes Genüge geleistet sein wird, und die so Bestraften reumütig und voller Buße

und demütig wie die kleinen Kinder, den Willen ihres himmlischen Vaters befolgen werden. (Erwählt.)

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Liebe, holde Himmelsgabe,
Komm in unser aller Herz.
Tränen weint man an dem Grabe,
Liebe heilet jeden Schmerz.

Laßt uns unsern Nächsten lieben,
Wie uns selbst, sei unser Ziel;
Laßt uns immer Liebe üben,
Denn die Liebe gibt der Freuden viel.

Marta Haak, Erfurt.

Ich bin nicht allein.

Ich bin nicht allein,
Mein Heiland steht mir treu zur Seit',
Wohin ich auch geh,
Gibt er mir stets das Geleit.

Wohin ich auch blick,
Stets seh ich ihn vor mir im Bilde,
Er lenkt mein Geschick
Voll erbarmender Huld und Milde.

Ich stütz mich auf ihn,
Denn er wird für mich sorgen.
Denn all sein Bemüh'n
Gilt heute mir, und auch morgen,

Er ist stets mein Hort
In allen Lebenslagen.
Ich vertrau seinem Wort,
In allen Lebensfragen.

Vertraue dem Herrn
O Christ, und folg' seinem Willen;
Er führt dich so gern,
Will all deinen Kummer stillen.

Marta Haak, Erfurt.

Juli-Konferenz-Anzeige.

Wir wünschen alle Missionare, Heilige und Freunde, von der besonderen Konferenz die in Zürich, am Sonntag, den 2. Juli, im Kasino, Unterstraße, abgehalten werden wird, zu benachrichtigen. Ohne Zweifel wird es die größte aller Konferenzen, die je in der Schweizerisch-Deutschen Mission, gehalten worden ist, werden. Unter den anwesenden Besuchern, wird Apostel Rudgar Clawson, der Präsident der Europäischen Mission, Präs. B. G. Thatcher, von der Holländischen Mission, Präs. Thomas E. McKay von der Schweizerisch-Deutschen Mission, und 150 Missionare sein. Es werden zwei Versammlungen abgehalten werden. Die erste, morgens um 10 Uhr; die zweite, nachmittags 2 Uhr 30 Min., und abends um 7 Uhr wird ein Konzert gegeben werden.

Man benutze die Oerlikon- oder auch die Nr. 7 - Straßenbahn, um zu dem Kasino Unterstraße zu gelangen. Eine herzliche Einladung an alle!

Angekommen.

Die folgenden Aeltesten sind nach glücklicher Reise im Missionsfelde angekommen: Henry B. Gessel, von Providence, Utah, Virgil O. Hafen, von Springville Utah, Logan Morris, von Salt Lake City, Utah, John Kosalsky, von Salt Lake City, Utah, Carl J. Viehweg, von Clifton, Idaho, Norman D. Salisbury, von Baker, Oreg, John B. Schieß, Freedom, Wyo., Charles Weber von Freedom, Wyo. und Philipp Tadje, von Salt Lake City. Wir freuen uns über diese Verstärkung, und wünschen diesen Brüdern den Segen des Herrn in ihrer Arbeit im Weinberg.

Ehrenvoll entlassen.

Die folgenden Aeltesten erhielten nach treu erfüllter Pflicht im Weinberge des Herrn ihre Entlassung: Elmer V. Howell, Alfred R. Homer, Mahonri M. Taylor und George W. Flamm, der den Leichnam des Bro Woodmansee, welcher am 24. Mai verschied, nach Rexburg, Idaho begleitet. Wir wünschen diesen Brüdern zu ihrem ferneren Wirken viel Erfolg.

Todesanzeige.

Am 9. Mai starb Schwester Frieda Ringwald, nach dreimonatlichem Leiden an der Brustfellentzündung, in Basel, Schweiz. Sie wurde am 12. Mai 1893 geboren, und schloß sich am 10. Sept. 1910 durch die Heilige Taufe der Kirche an. Obwohl jung in Jahren, so hatte sie dennoch ein festes Zeugnis von der Wahrheit der Botschaft, welche die Aeltesten der Kirche Jesu Christi verkündigen. Den Hinterbliebenen versichern wir unser herzlichstes Beileid. Möge der Herr durch seinen Geist dieselben trösten.

Geduld, ein Kräutlein gut bekannt,
Brich's ab, brich's recht, mach's dir bekannt.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann; die Nacht tritt an, wo niemand rühren kann. Goethe.

* * *

Mag auch die Liebe weinen,
Es kommt ein Tag des Herrn.
Es muß ein Morgenstern,
Nach dunkler Nacht erscheinen.

* * *

Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt. (Shakespeare).

* * *

Was ein Mensch in der Welt auch tue, und sei es noch so groß, hat er nicht seine volle Pflicht gegen seine Eltern erfüllt, so ist alles andere hinfällig. Auerbach.

* * *

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß. Goethe.

* * *

Still geh du deinen stillen Pfad
Und achte nicht des Lohns der Erde
Froh hoffend, streue deine Saat
Daß sie dereinst gedeihen werde.
Brichst du auch selbst die Früchte nicht,
All deiner Sorgen, deiner Mühen:
Die Seligkeit, erfüllter Pflicht,
Wird dir aus Kampf und Not erblühen.

* * *

Die Freude kommt von außen nicht, im Herzen ruht der wunderbare Quell, aus dem wir Lebensmut und Wonne schöpfen.
v. Auffenberg.

Inhalt:

Eine Antwort an die Verleumder der Kirche 177
Dinge, die zu spät kommen . . . 181
Morgen früh wird es besser sein . 186
Liebe deinen Nächsten wie dich selbst 190
Ich bin nicht allein 190
Juli-Konferenz-Anzeige 191
Angekommen 191
Ehrenvoll entlassen 191
Todesanzeige 191

Der Stern erscheint monatlich zweimal. Jährlicher Bezugspreis: 3 Fr., Ausland 3 Kr., 2.40 Mk., 0.75 Dollar.

Verlag und verantwortliche Redaktion,
sowie Adresse des Schweizerisch-Deutschen Missionskontors:
Thomas E. McKay, Zürich 5, Höschgasse 68.

Druck von Jean Frey, Dianastraße 5 u. 7, Zürich. 810